Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2018)

Artikel: Fundabteilung
Autor: Gugel, Christine
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841882

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fundabteilung

Im Berichtjahr erhielt das zweiköpfige Team der Fundabteilung 108 Kisten Fundmaterial und weitere 39 volle Kisten mit Proben von 24 neuregistrierten Fundstellen. Es wurden 13 362 Objekte aus insgesamt 29 Fundstellen inventarisiert. Zunächst wurde das bereits 2017 angefangene umfangreiche Inventar der römischen *villa* Kästeli in Pratteln (insgesamt 16 031 Funde) abgeschlossen. Nebst weiterem Material von römerzeitlichen sowie hoch- und spätmittelalterlichen Fundstellen beschäftigten wir uns danach mit den Objekten von neuzeitlichen Bauuntersuchungen. Jungpaläolithische und mesolithische Gesteinsartefakte von Muttenz, Rütihard liessen uns schliesslich wieder tief in die Vergangenheit abtauchen. Die interessante Grabung von Reinach, Rainenweg wies Funde aus unterschiedlichsten Zeitstellungen auf. Sensationell waren das fast vollständige Mondhorn und grosse Topffragmente aus der Spätbronzezeit.

Jedes Mal, wenn ein Sack voller Funde auf dem Tisch ausgeleert wird, stellt sich die spannende Frage, was wir wohl vorfinden werden. Plötzlich strahlte uns ein kleiner Golliwog an, eine Kinderbuchfigur aus dem 19. Jahrhundert, die den Glasstöpsel eines Parfumflakons krönte.

Aus 150 grossen Kisten mit Menschenknochen von diversen Grabungen werden derzeit noch allfällig vorhandene Tierknochen separiert, bevor sie der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung anthropologischer Funde IAG übergeben werden. Apropos Arbeiten abschliessen… Das Neufunddepot ist noch randvoll mit unbearbeiteten Funden. Die mit nur 70 Stellenprozent besetzte Fundabteilung hat sich auch dieses Jahr wieder voll ins Zeug gelegt, kann aber leider keine Wunder bewirken. Wir lassen uns nicht entmutigen und freuen uns auf weiteres spannendes Material.

Christine Gugel

Fundstücke, die einem ein Lächeln auf die Lippe zaubern… Ein sogenannter ‹Golliwog› aus der Grabung Reinach, Rainenweg.

Muttenz, Rütihard.
Das Fundstück aus der mittleren Altsteinzeit in natürlicher Grösse.

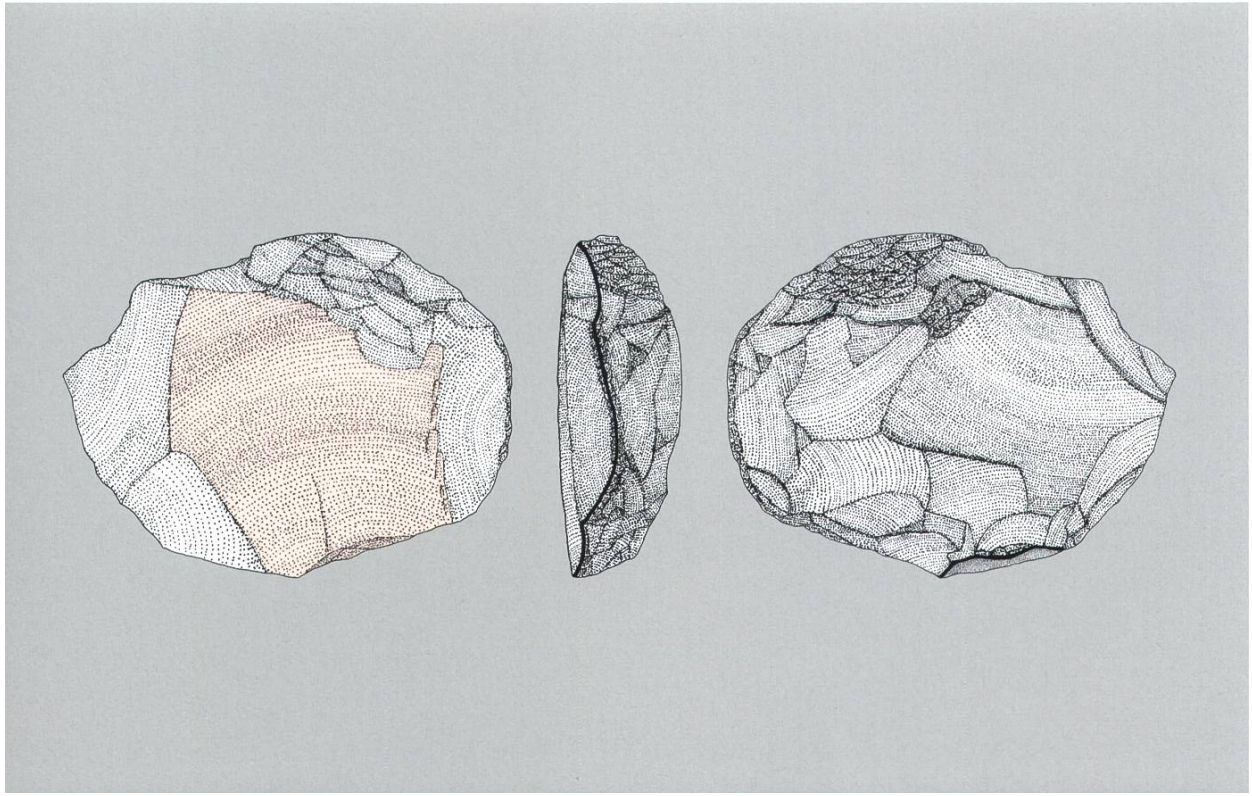
Ein Levalloiskern: Spuren des Neandertalers auf der Rütihard bei Muttenz

Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, dass sich während des Mittelpaläolithikums, vor mehr als 35 000 Jahren, Neandertaler auf der Rütihard aufgehalten haben. Wie an vielen anderen Orten hinterliessen sie auch dort Gerätschaften aus Stein, die mit der sogenannten Levalloistechnik hergestellt wurden, benannt nach einer Fundstelle im Departement Hauts-de-Seine. Als Ausgangsmaterial dienten natürliche Rohstücke aus Felsgestein oder Silex, die mit standardisierten Arbeitsabläufen zu Levalloiskernen präpariert wurden. Von diesen trennte man vor allem Abschläge ab, die man anschliessend je nach Gebrauchszweck zu Schabern oder Spitzen formte (vgl. Jahresbericht 2015, S. 21. 105). Die Kerne selber wurden nach dem Abtrennen der Abschläge meistens als Restprodukte weggeworfen. Dass dies aber nicht immer der Fall war, zeigt das hier zu besprechende Exemplar, das die damaligen Menschen sekundär als Schlagstein verwendet haben.

Auf dem Geländesporn der Rütihard fanden sich in der Vergangenheit bereits mehrere mit der Levalloistechnik produzierte Abschläge und Werkzeuge, und auch einige der charakteristischen Kerne sind bezeugt. Das hier vorgestellte Stück ist aber besonders auffällig. Entdeckt wurde es

Der Finder Jürg Christ vor der Fundstelle des Levalloiskerns auf der Rütihard.

Oberseite mit eingefärbtem Negativ des Zielabschlags, Seitenansicht und Unterseite mit charakteristischer Kantenpräparation.



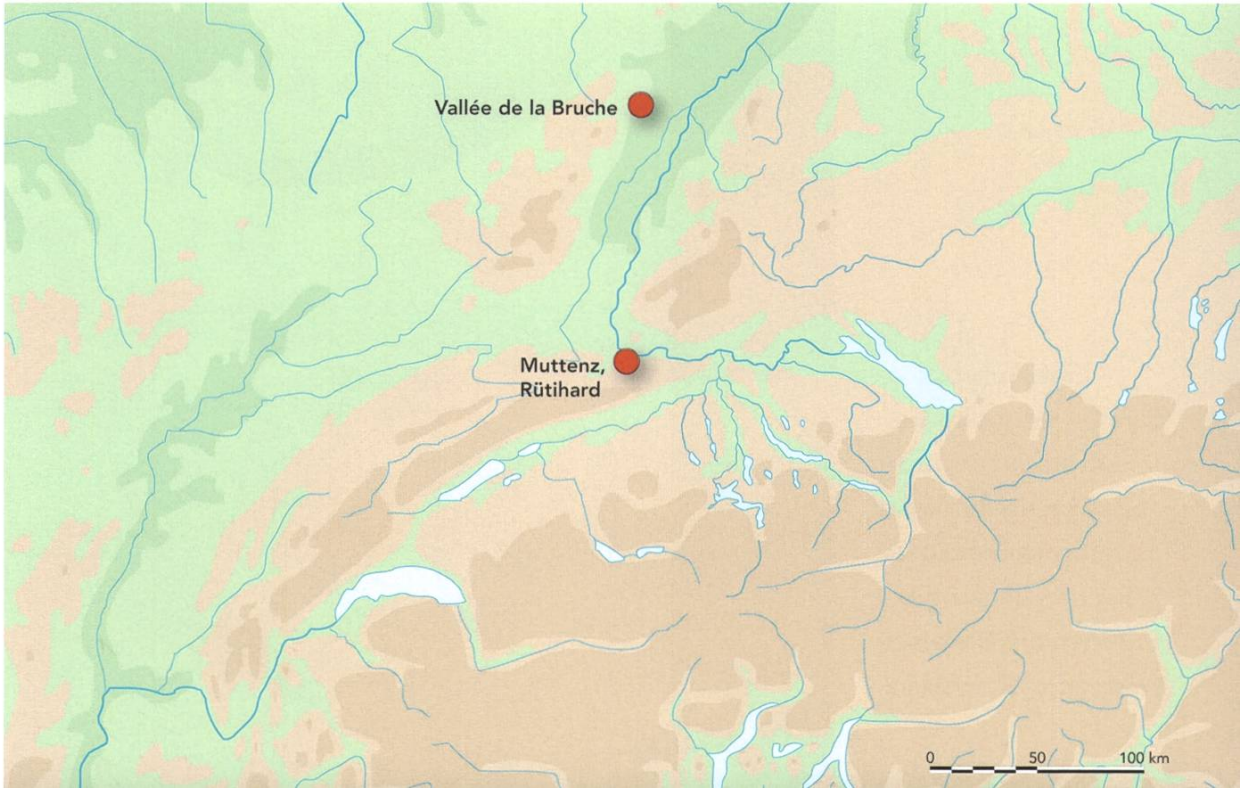
von Jürg Christ, der auf der Rütihard im Laufe der Jahre dank seiner fundierten archäologischen Kenntnisse mehr als 700 steinzeitliche Objekte aufgesammelt hatte, die er vor kurzem in dankenswerter Weise der Archäologie Baselland zur weiteren Bearbeitung überliess. Darunter befinden sich ausser dem Levalloiskern vor allem jungpaläolithische und neolithische sowie einige mesolithische Steinartefakte. Seine jungpaläolithischen Funde fliessen derzeit in eine Studie zu dieser Epoche im Kanton Baselland ein.

Das Besondere an dem von Jürg Christ entdeckten Levalloiskern ist sein Rohmaterial, das bisher in unserer Region nicht nachweisbar war: ein grünlicher Phtanit. Diese metamorph nur leicht überprägte und tektonisch nicht beeinflusste Variante des Kieselschiefers ist in den geologischen Epochen Devon bis Karbon entstanden. Bemerkenswert ist auch seine weit entfernte primäre natürliche Lagerstätte. Sie befindet sich nämlich mindestens 110 Kilometer nördlich der Rütihard im Vallée de la Bruche in den Mittelvogesen. Ein kleiner Rest

Geröllrinde zeigt jedoch, dass die Neandertaler das Rohstück nicht an dieser primären Lagerstätte, sondern etwas entfernt davon als Geröll, vermutlich in den linksufrigen Schotterablagerungen des Rheins, aufgesammelt haben.

Weitere natürliche Vorkommen dieses Rohmaterials gibt es einerseits im Kinzigtal im Schwarzwald und andererseits zwischen Badenweiler und Schönau (Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald). Durch ihre stark umgelagerte Einbettung in ein Konglomerat beziehungsweise durch ihre starke tektonische Überprägung sind diese Varianten für die Herstellung von Artefakten jedoch ungeeignet. Sie unterscheiden sich auch durch ihre Struktur deutlich vom Rohmaterial aus der primären Lagerstätte im Vallée de la Bruche, weshalb eine Herkunft unseres Levalloiskerns aus diesen beiden süddeutschen Vorkommen mit einiger Sicherheit auszuschliessen ist.

Prospektion: Jürg Christ
Bericht: Jürg Sedlmeier, Jehanne Affolter



Karte mit der Fundstelle bei Muttenz und der primären Herkunft des Rohmaterials im Vallée de la Bruche südwestlich von Strassburg.

Eine Auswahl ergänzter ‹Mondhörner› unterschiedlichster Ausprägung aus einer spätbronzezeitlichen Seeufersiedlung bei Mörigen am Bielersee (Wikipedia, Sandstein).

‹Mondhorn› – ein unlösbares Rätsel?

Im Frühjahr und Sommer 2018 kamen in Kanton Baselland Fragmente von gleich drei Exemplaren sogenannter Mondhörner zum Vorschein. Zwei – darunter ein sehr gut erhaltenes – wurden auf der Grabung Rainenweg in Reinach (siehe S. 34–43 und S. 110–113) entdeckt, mehrere Bruchstücke eines weiteren Exemplars in Sissach, Stadelmattweg (siehe S. 26–31). Mit diesen Neufunden besitzt die Archäologie Baselland nun sechs dieser mysteriösen Objekte, denn in Reinach kamen nur hundert Meter vom neuen Fundort entfernt bereits 1993 drei derartige Fragmente zum Vorschein. Die Bedeutung und Funktion der ‹Mondhörner› wird unter den Fachleuten bis heute heiss diskutiert.

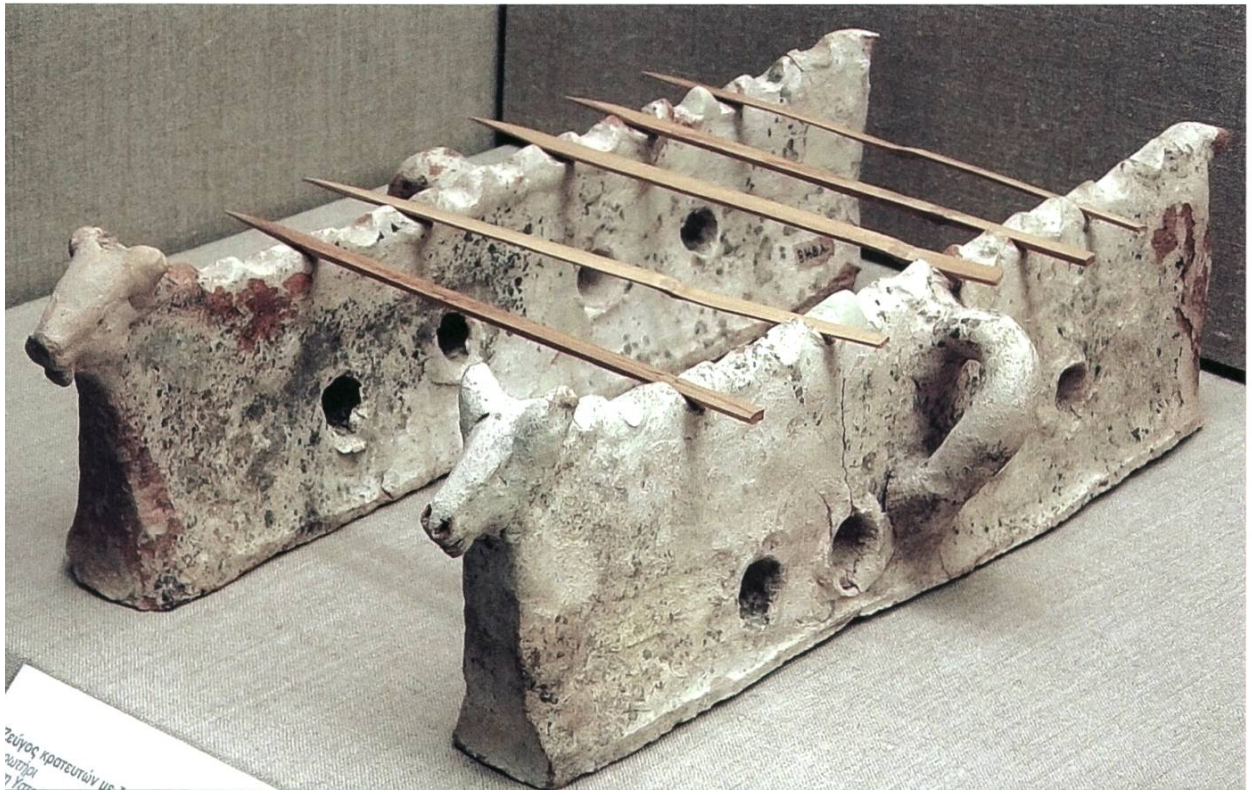
‹Mondhörner› sind Objekte mit zwei hornförmigen Spitzen und einer Standfläche. Oft sind sie einseitig mit Einstichen und Leisten oder, wie das besterhaltene Stück aus Reinach, mit Linien- und Zickzackmustern verziert und meistens, wie die Funde aus Baselland, aus Ton gefertigt. Es gibt aber auch welche aus Sandstein. In alten Fundberichten von der Seeufersiedlung in Mörigen (Kt. Bern) werden sogar hölzerne erwähnt, die heute jedoch verschollen sind.

‹Mondhörner› stellen die Archäologen vor grosse Rätsel. Seit den ersten Funden im 19. Jahrhundert wird deren Sinn, Funktion und möglicher

‹Mondhornartige› Firstaufsätze an einer bronzezeitlichen Hausurne aus Sachsen-Anhalt (Museum Aschersleben, Paul Bertrams).

Paarweise verwendete Feuerböcke der griechischen Kykladenkultur aus Akrotiri, Santorin (Wikipedia, Leonard G.)

Gebrauch in der Forschung kontrovers diskutiert. Sie treten frühestens in der späten Bronzezeit, im 13. Jahrhundert vor Christus auf und sind in den Schweizer Pfahlbausiedlungen bis ins 10. Jahrhundert vor Christus bekannt. Ihre Verbreitung reicht von Westungarn bis Ostfrankreich und von der Schweiz bis Böhmen. Allein aus der Schweiz sind mittlerweile etliche hundert Exemplare bekannt. Das Formenspektrum ist so gross, dass eine zeitliche Zuordnung auf Grund von Typen und Verzierungen nicht möglich erscheint. Ab dem 9. Jahrhundert vor Christus kommen die ‹Mondhörner› praktisch nur noch im Grabzusammenhang vor und treten immer in Kombination mit einer Tonscheibe oder Standfussplatte auf. Nach 600 vor Christus verschwinden sie ganz aus dem Fundmaterial.

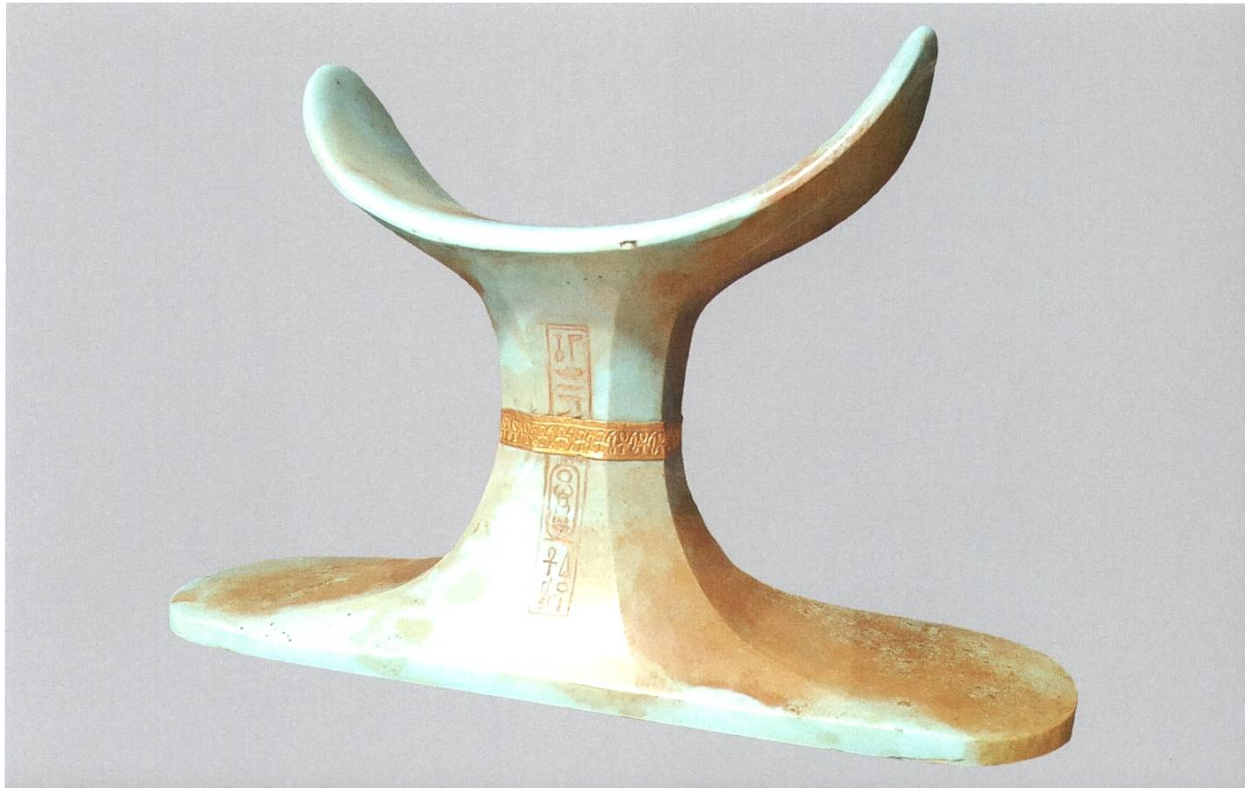


Schon bei der Benennung der Objekte scheiden sich die Geister. Sie werden unter anderem als Mondidol, Feuerbock oder Nackenstützen bezeichnet. Die Begriffe sind gleichzeitig auch Interpretationen der unterschiedlichsten Funktionen. Sehr früh wurden sie schon als Feuerböcke, also als Abstandhalter für Holzscheite, um eine gute Luftzirkulation zu gewähren, oder als Halter für Bratspiesse angesprochen. Auch als Kalender zur Bestimmung der zwölf Mondzyklen oder zur Bestimmung des Mondaufgangs sollen sie benutzt

worden sein. Die Archäologie Baselland verwendet die weit verbreitete Bezeichnung ‹Mondhorn›, da diese noch am ehesten nur die Form beschreibt und keine Funktion impliziert.

Der Gebrauch als Nackenstütze wird in der Wissenschaft inzwischen verworfen, denn als solche wären sie nicht nur sehr unbequem, unter anderem zu schmal, sondern auch auf Grund ihrer Herstellung ungeeignet. Die Qualität der tönernen ‹Mondhörner› zeugt von einer eher unsorgfältigen Machart. Oft wurden die Tonmasse schlecht verknetet und die Objekte zu kurz dem Feuer ausgesetzt, so dass das Körperinnere nicht genügend gebrannt ist, weshalb die Stücke bröckelig und fragil sind – eine schlechte Voraussetzung für eine dauerhafte Verwendung. Die Qualität dürfte für einen Einsatz als Feuerböcke nicht ausgereicht haben. Hinzu kommt, dass die ‹Mondhörner› zwar in mehreren Fällen sekundäre Brandspuren tragen, diese jedoch nicht in Zusammenhang mit einer längerdauernden Aussetzung am offenen Feuer zu bringen sind. Dafür sind die Spuren meist zu kleinflächig. Auch gibt es bisher hinsichtlich der Fundlage keine auffällige Verbindung mit Herdstellen.

Die meisten ‹Mondhörner› wurden in Gruben in und um Siedlungen gefunden. Teilweise hat man die Objekte deponiert, andere wiederum mit dem



Die Aegypter nutzten Nackenstützen, etwa dieses gläserne Exemplar aus dem Grab Tutanchamuns (nach Wikipedia, ovedc).

alltäglichen Geschirr und sonstigem Abfall entsorgt. Diese Fundüberlieferung schliesst auch eine Deutung als Hüttenakrotere oder Giebelschmuck aus. Hinzu kommt der schon erwähnte schwache Brand, der dazu führt, dass die Objekte nicht witterungsbeständig sind. Auch fehlen Fixierungsmöglichkeiten, um sie am Dach zu befestigen.

In einer spätbronzezeitlichen Grube am Langrüttiweg deponierte Gefässe und ein ‹Firstziegel› (rechts).

Zwar gibt es keramische Urnen in Hausform mit angedeuteten ähnlichen Objekten auf den Dächern, doch sind diese zwischen Harz und Elbe verbreitet, weshalb kein direkter Zusammenhang mit den ‹Mondhörner› in unserem Raum besteht.

In der Forschung erhält eine Interpretation als Kultobjekt am meisten Zuspruch. Oft wird es als Mondidol angesprochen und somit eine Verehrung des Himmelskörpers in der späten Bronzezeit angenommen. Alternativ könnten sie gehörnte Tiere im Zusammenhang mit einem Kult um einen gehörnten Gott symbolisieren oder ein Schiff, etwa die in dieser Zeit in Mitteleuropa auftauchenden sogenannten ‹Vogelbarken›, ein Schiffskörper mit Vogelkopfenden.

Die Baselbieter ‹Mondhörner› wurden in Gruben oder Böschungen entsorgt. In einem Fall in Reinach handelte es sich aufgrund der Steinabdeckung womöglich um eine Bestattung. Ganz in der Nähe, am Langrüttiweg, weist eine

MEHR INFOS

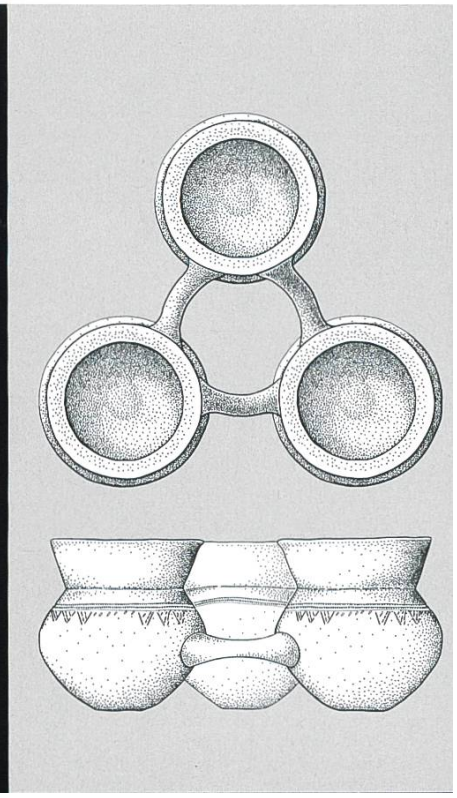
weitere Grube eine rituelle Deponierung auf. Hier wurden unter anderem der Teil eines Drillingsgefässes, weitere Gefässe und ein sogenannter Firstziegel, ein nicht minder rätselhaftes Objekt, sorgfältig niedergelegt. In Sissach jedoch wurden die Fragmente des ‹Mondhorns› über eine Uferböschung, die an ein stehendes Gewässer angrenzte, geworfen.

Bis heute ist kaum je ein ‹Mondhorn› intakt aufgefunden worden. Erste Untersuchungen bei Grabungen in Deutschland und der Schweiz zeigen auf, dass innerhalb von Siedlungen die Rümpfe überwiegen, während in Gruben ausserhalb eher die Hornenden auftreten. Dies könnte auf eine bewusste Zerstörung und selektive Deponierung der verschiedenen Teile hindeuten – eine Handlung, die bei kultischen Objekten immer wieder festgestellt wird.

Für des Rätsels Lösung fehlt uns jedoch das Wissen um die religiösen Vorstellungen der Bronzezeit. Gerade die Gedankenwelten schriftloser Kulturen sind archäologisch leider kaum nachweisbar.

Bericht: Simone Kiefer, mit Bezug auf Arbeiten von Daniela Hager (Seminararbeit Universität Basel 2005/6) und Simon Matzerath (Vorträge des 29. Niederbayerischen Archäologentages, 2011).

In der Grube am Langrüttiweg lag auch der Teil eines Drillingsgefässes, das wohl zum rituellen Mischen von Flüssigkeiten diente.



Ein geliebtes Kind? Ein goldener Fingerring von Oberwil, Steinacker

Der kleine Fingerring vom Steinacker in Oberwil hat einen Innendurchmesser von gerade mal elf Millimetern.

Seit 1912 gibt es Berichte von römischen Ziegelfunden in der Flur Steinacker auf dem Bernhardsberg bei Oberwil, was zur Vermutung führte, dass hier ein römischer Gutshof stand. Da aber nie Ausgrabungen stattfanden, gab es weder für seine räumliche noch für die zeitliche Ausdehnung Anhaltspunkte. 2018 nahm sich der ehrenamtliche Mitarbeiter Rafael Graf der Sache an. Akribisch suchte er Luftbilder ab und prospektierte das Gelände. So gelang es ihm, den wahrscheinlichen Standort des Hauptgebäudes und seine mögliche Ausdehnung zu bestimmen. Die im Feld gemachten Funde erlauben zudem eine erste grobe Datierung. Gut bestimmbare Scherben von Terra-Sigillata-Gefässen weisen auf einen möglichen Beginn der Besiedlung ab dem zweiten Drittel des 1. Jahrhunderts nach Christus. Auch Keramik des 2. und wohl auch des 3. Jahrhunderts wurde in einer ersten Durchsicht ausgemacht. Je eine Münze der Kaiser Severus Alexander (222–235 n. Chr.) und wohl Constantin I. (307–337 n. Chr.) zeigen eine mögliche Belegung bis ins 4. Jahrhundert an.

Der schönste Fund war jedoch ein kleiner römischer Goldring. Und mit klein meine ich wirklich klein: Gerade mal elf Millimeter beträgt der grösste Innendurchmesser – selbst für einen Kinderfinger erstaunlich knapp. Auf der etwas breiteren Schauseite wurde mit wenigen Strichen ein Delfin eingraviert. Ein punkto Form und Verzierung vergleichbares Stück gibt es aus der Rö-

merstadt Augusta Raurica – mit einem Innendurchmesser von 47 Millimeter so etwas wie der grosse Bruder des Oberwiler Stückes. Der Ring von Augst stammt aus einer Schicht mit Keramik und Münzen des 3. und 4. Jahrhunderts, die Ringform wird allerdings eher dem 1. Jahrhundert zugeschrieben, wie auch eine Parallele in Pompeji zeigt. Just im Sommer 2018 wurde auf dem Areal des römischen Kastells Gelduba in Krefeld (Regierungsbezirk Düsseldorf) ein ähnlicher Goldring mit einem Durchmesser von zwölf Millimetern gefunden. Auf diesem ist eine Ähre eingraviert. Die Wissenschaftlerin Viktoria Appel vermutet, dass es sich um ein Geschenk zur Geburt eines Säuglings gehandelt hat. Später wurde der Ring allenfalls an einer Kette als Amulett getragen. Die Ähre soll symbolisch für Fruchtbarkeit und Wachstum stehen.

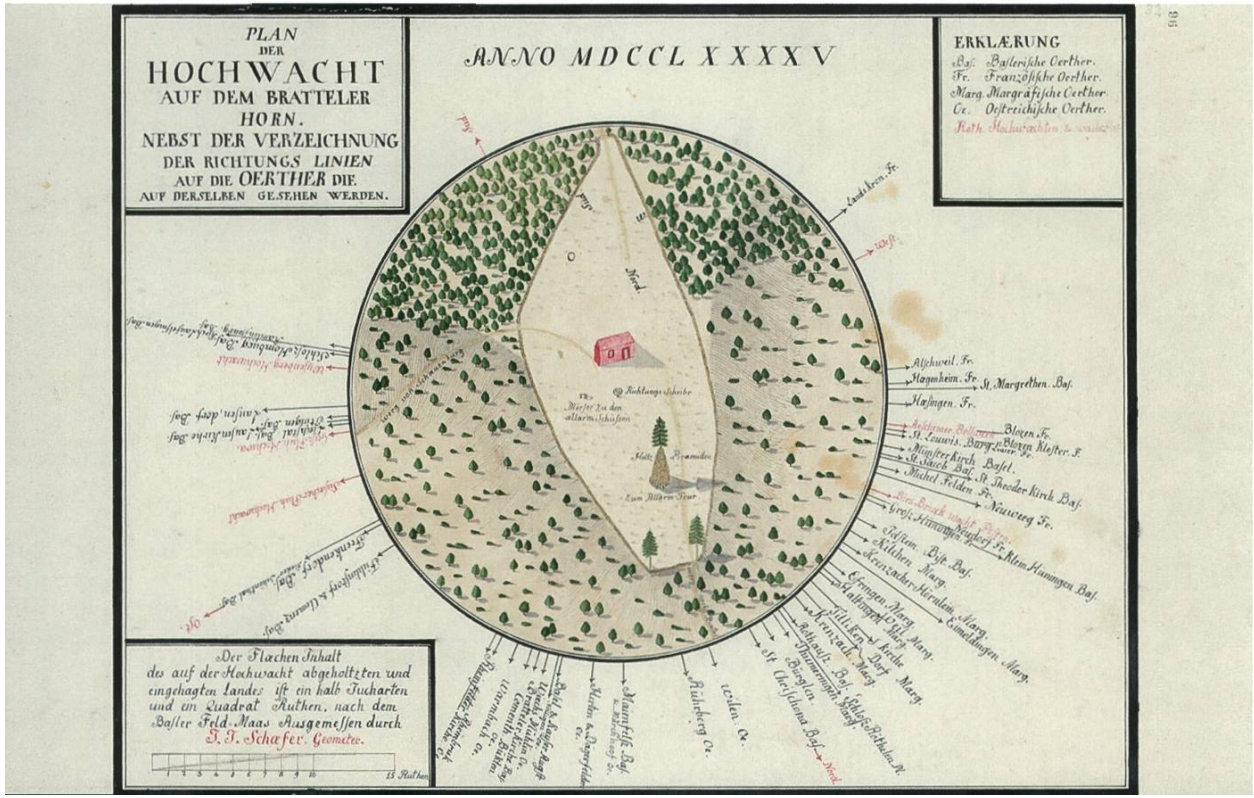
Schwieriger ist die Deutung des Delfins. Laut der Bearbeiterin des Augster Stücks, Emilie Riha, galt das Meerestier als Symbol der Liebesgötter. Dazu passt, dass Delfine häufig gemeinsam mit einem Amor dargestellt wurden. Sollte der Ring vielleicht die Liebe der Eltern zum Kind ausdrücken? Was sicher ist: Römische Goldobjekte sind selten und weisen immer auf Wohlstand hin. Die römische *villa* von Oberwil war wohl doch bedeutender als bisher angenommen.

Bericht: Andreas Fischer, mit Dank an Rafael Graf

Auf der abgeflachten Schauseite ist mit wenigen Strichen ein gewundener Delfin eingraviert.

Zeugen einer kleinen Katastrophe – Funde vom Prattler Horn

Es gibt Fundstellen, die sozusagen aus dem Nichts entdeckt werden (siehe Bericht zum Chremer bei Zwingen S. 52–55), und solche, die schon lange bekannt und gut verortet sind. Und dann gibt es noch verschwundene Zeugen der Vergangenheit, die man aus Schriftquellen schon lange kennt, deren genauer Standort und deren Ausgestaltung aber unbekannt sind. Um eine solche handelt es sich bei der neuzeitlichen Hochwacht auf dem Prattler Horn.



‹Plan der Hochwacht auf dem Bratteler Horn› von Johann Jakob Schäfer, 1795 (Universitätsbibliothek Basel, VB A2:2:96).

Hochwachten waren Beobachtungsposten, die an markanten Geländepunkten errichtet wurden. Sie dienten dazu, feindliche Angriffe möglichst frühzeitig zu erkennen und Alarm zu geben, damit die Verteidiger sich bereitmachen oder Truppen entsenden konnten. Für die Nachrichtenübermittlung verfügten die Anlagen über hohe Holzstösse, die bei Gefahr angezündet wurden, oder in neuerer Zeit auch über Feuerwaffen, mit denen man ‹Losungsschüsse› abfeuerte. Belegt ist gar eine Differenzierung: Ein Schuss bedeutete Warnung (es ist etwas im Gange), drei Schüsse ‹Feindesnot› (ein sofortiges Eingreifen ist nötig). Zahlreiche Hochwachten waren dabei zu einem Alarmsystem verbunden, die in Sicht- respektive Hörweite zueinander standen und so Meldungen über weite Distanz weitergeben konnten. Meist wurden sie in Krisenzeiten erstellt. Entsprechend waren sie relativ einfach errichtet und ausgestattet und haben nur geringe Spuren im Boden hinterlassen.

Die Hochwacht auf dem Prattler Horn wurde spätestens im Frühjahr 1792 eingerichtet und löste wohl den älteren Standort auf der Schauenburgerfluh ab. Hintergrund sind die Koalitionskriege zwischen dem revolutionären Frankreich und anderen Mächten in Europa. Die Schweiz hatte sich für die Neutralität entschieden. Besonders im Raum Basel war man deshalb darauf bedacht, keine Grenzüberschreitungen von den Franzosen oder den habsburgischen Truppen im Fricktal zu dulden.

Der Wachposten oberhalb von Pratteln ist auf diversen Karten um 1800 eingetragen. Die Karten sind jedoch zu ungenau, um daraus den exakten Ort zu bestimmen. Im Anschluss an einen Aufsatz von August Burkhardt über die Hochwachten in der Region in den Baselbieter Heimatblättern 1971 machte sich die damals noch junge Kantonsarchäologie unter der Leitung des Grabungstechnikers Rolf Schelker noch im August desselben Jahres auf die Suche nach Überresten auf diversen Höhenzügen. Auch das Prattler Horn wurde gezielt abgeschritten, und man versuchte vermessungstechnisch den Standort festzulegen. Das Unterfangen schlug jedoch fehl: ‹Leider konnten … absolut keine Spuren oder Indizien dafür festgestellt werden.› heisst es im Abschlussbericht. Erst 2005 gelang es Martin Rickenbacher anhand einer so genannten Richtungsscheibe – die den Wachtposten dazu diente, zu bestimmen, in welcher Gegend etwas

Ein Basler Rappen der Zeit nach 1750 aus dem Umfeld der Hochwacht. M 1:1.

(Uniform-) Knöpfe, Schnallen, ein Flintenstein (links) sowie eine Taschensonnenuhr, ursprünglicher Durchmesser zirka 3 Zentimeter (rechts).

vor sich ging – sowie weiterer Überlegungen und Berechnungen, den Standort einzuengen. Eine anschliessende Begehung erbrachte immerhin ein paar vorindustrielle Ziegel.

2018 suchte der ehrenamtliche Mitarbeiter Thomas Frei das fragliche Gelände ab. Es gelang ihm, weitere Funde zu machen, die wahrscheinlich in Zusammenhang mit der Hochwacht stehen. Gut datierbar ist ein Basler Rappen, der nach 1750 in Umlauf kam. Auch Uniformknöpfe und eine Ringsonnenuhr passen gut in die Zeit und zur mutmasslichen Belegschaft.

Der Clou war aber der Teil einer Ofentüre. Zwar lässt sich diese zeitlich nicht genau einordnen, aber sie könnte Beleg für eine spannende Anekdote sein. In einem Protokoll des Basler Kleinen Rates vom Mittwoch, den 28. November 1792, wird nämlich in einer Randnotiz erwähnt, dass am Tag zuvor um sechs Uhr abends ein Feuer auf dem Prattler Horn gesichtet worden sei, man aber keinen Schuss gehört habe. Trotzdem wurden die Soldaten in Bereitschaft versetzt, und man schickte einen Dragoner – einen Reiter – nach Pratteln, der mit der Nachricht zurückkam, dass nicht der Signal-Holzstoss brannte, sondern die Hochwacht selbst. Sofort wurde darauf ein Reiter zum nächsten Posten bei Sissach gesandt, damit kein Alarm weitergegeben wurde.

Berichtet wird in der Notiz auch, wie das Feuer im Wachhäuslein entstanden war: Ein Wind habe die Flammen aus der Tür des eisernen Ofens hinausgejagt, worauf Stroh in der Hütte in Brand geraten sei. Den Wächtern gelang es knapp, das Schiesspulver in Sicherheit zu bringen, die übrigen Gerätschaften seien aber verbrannt. Vielleicht hat Thomas Frei also einen Teil des Ofens gefunden, der Ausgangspunkt für die kleine Katastrophe auf dem Prattler Horn war, die fast zu einem weitreichenden Fehlalarm geführt hätte.

Bericht: Andreas Fischer, mit Dank an Thomas Frei

Zeuge der kleinen Katastrophe? Ofentür aus dem Bereich der Hochwacht. Höhe 31 Zentimeter.

Feuer frei! Neuzeitliche Schützenscheiben aus Muttenz

Bretterwand im Dachstock des untersuchten Hauses. Ein Brett der Schützenscheiben ist rechts zu erkennen.

Anlässlich der bauarchäologischen Untersuchung der Liegenschaften Hauptstrasse 42, 44 und 48 in Muttenz stiess die Archäologie Baselland auf einen ungewöhnlichen Fund: Im Dachstock des Gebäudes fanden sich drei mit Holznägeln gespickte Bretter, die in Zweitverwendung in einer Trennwand verbaut worden waren. Da man unlängst im aargauischen Laufenburg ähnliche Bretter als ausrangierte Schützenscheiben identifiziert hatte, lag der Schluss nahe, dass es sich auch im Falle von Muttenz um Bestandteile von solchen handelt.

Die Bretter verfügen einseitig über eine Anschrägung, die aber erst von der nachträglichen Einpassung in die Schräge des Dachraums stammen. Das aussagekräftigste Brett ist dasjenige mit einer schwarzen, kreisrunden Fläche – im Schützenwesen ‹das Schwarze› genannt – in deren Mitte ein rundes Bohrloch liegt. Dieses markiert das Zentrum der einstigen Schützenscheibe. Der äussere Rand lässt sich an beiden Enden des Brettes anhand einer leichten Rundung erkennen. Die Scheibe war folglich ursprünglich kreisrund. Ein weiteres, etwas kleineres Brett lässt sich links des zentralen Brettes anpassen, während das andere wohl von einer weiteren Schützenscheibe stammt.

Die Einschusslöcher wurden mit kleinen Holzdübeln verschlossen und diese bündig eingehämmert. Die Stopfhölzchen sind im Querschnitt

quadratisch und von Hand zugespitzt. Mehrere Schichten weisser Tünche zeigen, dass die Bretter wiederholt verwendet worden sind, und bezeichnenderweise wurden die Einschüsse des letzten Schiessdurchgangs zwar noch verdübelt, aber nicht mehr übertüncht.

Zur Frage der Datierung der Muttenzer Scheiben sind vier Kriterien in Betracht zu ziehen: Der bauliche Kontext, in dem die Scheiben aufgefunden worden sind, die Gestalt und die Ausmasse derselben, die nach Ausweis der Einschusslöcher verwendeten Waffentypen sowie die dendrochronologische Untersuchung des Scheibenholzes.

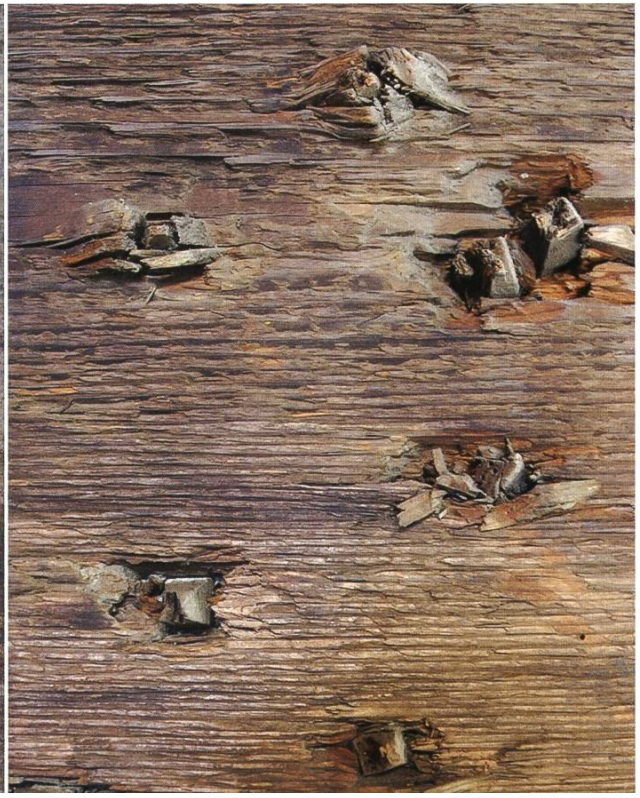
Der Baubefund lässt sich wie folgt deuten: Die untersuchte Liegenschaft wurde 1605 als Bauernhaus mit Mittertenn errichtet. Wahrscheinlich wurde bereits 1632 der Stall zu einem Wohnteil umgebaut, und es ist möglich, dass damals auch im Dachstock die notwendige Abtrennung mittels der Bretterwand erfolgte.

Zu Gestalt und Ausmassen von Schützenscheiben geben uns mehrere zeitgenössische Darstellungen Auskunft. Sie zeigen seit dem 16. Jahrhundert runde Scheiben mit dem charakteristischen ‹Schwarzen› im Zentrum. Zu den Massen finden sich im 19. Jahrhundert schriftliche Überlieferungen. So

Die geborgenen Bretter der Schützenscheiben mit ergänztem Scheibenbild von 1,40 Metern Durchmesser.

Detailaufnahmen von Vorder- und Rückseite des zentralen Scheibenbretts mit der Bemalung und den eingeklopften Dübeln.

legte der Kanton Basel 1830 fest: ‹Die Scheiben sollen 4½ Schuh Durchmesser haben.› Eine andere Quelle berichtet für die dieselbe Zeit: ‹Das Scheibenbild war stets rund und weiss gestrichen. Das Schwarze in der Kehrscheibe mass 16 Zoll.› Im Vergleich zu diesen Angaben misst die Muttenzer Scheibe zwar 1,40 Meter im Durchmesser, also in etwa die genannten 4½ Basler Schuh, das ‹Schwarze› aber nur 12 Zoll.



Die Verwendung der Dübel wird im Tiroler Schützenwesen des 19. Jahrhunderts übrigens wie folgt beschrieben: ‹Das Loch wird dann mit einem ‚Diebel', das heisst einem eigens zugerichteten Holzstopsel, der auf der einen Seite die Schussnummer trägt, zugeschlagen und von ihm bis an den Scheibenrand ein Strich mit dem Bleistift gezogen. Dazu kommt die betreffende Nummer, damit, wenn ein solcher ‚Diebel' angeschossen wird, die Nummer aufzufinden ist. Diese ‚Diebel' hängen geordnet an einer Schnur, und wenn ein Schuss fehl geht, wird der betreffende zur Seite gelegt.› Anderenorts wird die Messtechnik beschrieben: ‹Die Treffer wurden der Reihe nach, wie sie geschossen wurden, nummeriert und mit einem Zirkel abgestochen.›

Im Weiteren sind zur Datierung der Muttenzer Scheiben die früher üblichen Waffentypen beziehungsweise deren Kaliber zu berücksichtigen.

Diebold Schilling illustriert um 1500 eine Schiessveranstaltung mit Feuerwaffen. In der Nordwestschweiz sind für das 16. Jahrhundert Schützengesellschaften für Feuerwaffen überliefert – aber auch noch für Armbrüste und Bögen. Für das Schiessen wurden zuerst Hakenbüchsen, dann Musketen verwendet, die alle über verschiedene Kaliber verfügten. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde im Schweizer Wehrwesen das Perkussionsgewehr eingeführt. Damit einher ging auch die Verwendung eines länglichen, standardisierten Geschosses anstelle der bisherigen Rundkugel.

Die Bilanz der bisherigen Ausführungen ist ernüchternd: Keines der genannten Kriterien erlaubt zurzeit eine genaue Datierung der Muttenzer Schützenscheiben. Zumindest unter Berücksichtigung des Baubefunds wäre eine älteste Datierung der Scheiben vor das Jahr 1632 möglich. Da die Bretter mittels handgeschmiedeten Eisennägeln im Dachstock verbaut worden sind, dürften sie aber auch nicht jünger als das 19. Jahrhundert sein. Vielleicht erlaubt dereinst die Anwendung des letzten Kriteriums doch noch eine bessere Eingrenzung: Denn auf die dendrochronologische Untersuchung wurde bislang verzichtet, da die Wahrscheinlichkeit gross ist, dass für die Scheiben Altholz verwendet worden war.

Bericht: Christoph Reding

Büchsenschiessen der Gesellen von Luzern und Uri. Eidgenössische Chronik des Luzerners Diebold Schilling, um 1513 (www.e-codices.ch).